



Ein Moment, der das Leben grundlegend veränderte

Paul Stalder über seinen Unfall am Nachwuchsschwinget

Eben mit der Lehre als Maurer gestartet und 16 Jahre alt geworden: Paul Stalder hat das Leben vor sich. Am Buebeschwinget will er an der Leistung vom Vorjahr anknüpfen, schliesslich war er in seiner Kategorie der Sieger. Doch es gibt weder Auszeichnung noch Treichel. Stattdessen wird Paul zum Tetraplegiker und bleibt zeitlebens auf Hilfe angewiesen.

4. Oktober 1987: Der dritte Nachwuchsschwinget in Marbach ist in vollem Gange. An diesem Nachmittag kämpfen über 60 Buben der Jahrgänge 1970 bis 1977 in vier Kategorien. Paul Stalder startet bei den Ältesten in der Kategorie A gegen Gleichaltrige und Schwinger, die ein Jahr älter sind. Vor einem Jahr hat er die Ausmarchung in der Kategorie B für sich entschieden, mit dem Vorteil des Älteren.

Paul trifft auf einen Jungschwinger aus Goldau. Sie kennen sich. Sie sind sich bereits früher gegenübergestanden. Der Schwyzer ist grösser und schwerer, doch Paul hat ihn auch schon bezwungen. Die beiden greifen zusammen, der Kampf beginnt. Irgendwann versucht Paul, seinen Gegner mit einem

«Hüfter» – seinem Liebesschwung – zu bodigen. Doch er schafft den Griff nicht zu Ende, kann den Gegner nicht drehen. Paul fällt kopfüber zu Boden, sein Kopf knickt nach vorne. Ihm wird schwarz. «Da habe ich gemeint, jetzt seis fertig.»

Kurze Zeit danach ist er wieder bei Bewusstsein. Bewegungen aber kann Paul sich nicht mehr. Helfer eilen zum Verunfallten. Leute aus dem Publikum rufen: «Lasst ihn liegen.» Was soll getan werden? Samariter legen Paul seitwärts auf eine Bahre und tragen ihn vom Platz in eine Garage. Dort verbringt er lange Minuten, bis der Rega-Helikopter endlich eintrifft. Doch gross Sorgen macht er sich nicht. «Ich hatte keine Ahnung.» Er denkt, er müsse vielleicht zwei oder drei Wochen ins Spital. Was eine Querschnittlähmung ist, weiss der 16-Jährige nicht. «Damals sah man, wenn überhaupt, nur alte Leute im Rollstuhl.»

Das Team der Rega lagert ihn für den Transport und fliegt ihn nach Bern zum Inselspital. Die Röntgenaufnahmen zeigen einen Bruch zwischen dem vierten und fünften Halswirbel. Paul bekommt einen Halskragen. Sein Kopf wird mit einer Art Schraubzwinde fixiert, daran ein Gewicht befestigt, das hinter dem Bett nach unten hängt und zieht. Mit dieser Methode soll die gestauchte Wirbelsäule gestreckt werden. Eineinhalb oder zwei Tage bleibt das so, genau weiss Paul das nicht mehr.

Er liegt steif wie ein Brett da. «Ech ha nur die recht Schultere chli, chli chönne bewege.» Schliesslich wird er operiert: Am Hals wird von vorne – nahe der Hauptschlagader – eine Platte angebracht und mit vier Schrauben befestigt. Die Narben sind heute noch sichtbar.

Aber nicht sie sind es, die Paul das Leben schwer machen. Der Grund für seine Sorgen und schlechten Tage sind die Schmerzen sowie die Blase und der Darm. Seit dem Unfall sind über 30 Jahre vergangen, und Schmerzen sind ein ständiger Begleiter. Vom Rumpf übers Gesäss bis runter zum rechten Bein spürt Paul ein Brennen. «Es ist, wie wenn du in der Badewanne liegst und unten einer einfeuert.»

2011 und 2012 suchen Paul und die Fachleute der Schmerzklinik des Paraplegikerzentrums Nottwil intensiv nach der



Die Gelegenheit ergriffen, bevor der Vorhang fiel

Helmut Krause über seine Flucht in den Westen

Aus Schlesien geflüchtet, die Eltern tot und keine Perspektive in der DDR: Als sich der junge Helmut Krause in den Westen absetzte, hatte er bereits eine bewegte Geschichte hinter sich. In seinen Wanderjahren verschlug es ihn in die Schweiz, wo er sesshaft wurde – nicht aber verschont vor weiteren Schicksalsschlägen.

Helmut Krause folgte seinem Instinkt. Gemeinsam mit anderen aus dem Betrieb war er an das Internationale Jugendtreffen nach Ostberlin gereist. Jugendliche aus Ostdeutschland, Polen, der Tschechoslowakei, Russland und anderen Ostblockstaaten kamen dort zusammen.

Es war Sommer 1953. Unruhen prägten die Deutsche Demokratische Republik (DDR). Arbeiter streikten. «Aber mieren glich müsse ga schaffe.»

Helmut hatte seine Lehre als Gummiwerker abgeschlossen und bald darauf das Aufgebot für die Nationale Volksarmee erhalten. «Ich hätte Militär machen sollen. Ich wusste, das ist nichts für mich.»

Schon als er von seinem Wohnort Wechmar in Thüringen ans Jugendtreffen losfuhr, hatte er den Plan, sich abzusetzen.

«Ich dachte: Jetzt ist die Gelegenheit.» Denn damals existierte noch keine Mauer, die Ost- und Westberlin trennte. Man konnte mit der U-Bahn und der S-Bahn hin- und herfahren. Als Helmut sagte, er gehe seine Tante in Spandau besuchen, gabs keine Einwände. Also reiste der 17-Jährige in den Westen – und blieb. «Ich ha nümme zrugg wölle.»

Westberlin war eine Insel inmitten der DDR, aufgeteilt auf die vier Besatzungsmächte. Spandau gehörte zum britischen Sektor. Bei den Verwandten blieb Helmut nur kurz. Dann meldete er sich im Auffanglager. Die US-Amerikaner flogen die Flüchtlinge von Berlin nach Hannover aus. Von dort wurde Helmut nach Uelzen in ein Übergangslager gebracht, wo er rund einen Monat blieb. Ziel war es, den Flüchtlingen Arbeitsplätze zu vermitteln.

So kam Helmut nach Ludwigshafen in eine Eisengießerei. «Es gab 1.20 Mark Stundenlohn. Das hat hinten und vorn nicht gereicht.» Im Wohnheim habe er alles abliefern müssen. Das habe ihm nicht gepasst.

Knapp ein Jahr später stiess er in einer Zeitung auf eine Anzeige, in welcher ein holländischer Artist einen Tierpfleger zu drei Eseln suchte. «Und ich Esel... habe mich gemeldet», lacht Helmut.

Keine 14 Tage später war Helmut in England. Der Artist, der auch als Clown auftrat, war dort mit einem Zirkus unterwegs. Bei der Clownnummer assistierte seine Schwester, bei der Eselsnummer half Helmut. Zum Spiel gehörte es, die Zirkusbesucher zum Reiten aufzufordern. Wem dies gelang, dem winkte eine Belohnung. Helmut lacht: «Die konnte keiner reiten. Aber wir natürlich schon.»

Zweieinhalb Jahre lang tingelten der Artist und Helmut mit verschiedenen Zirkussen durch Nordeuropa: Dänemark, Schweden, Finnland. Durch England tourte er jeweils über Weihnachten und Neujahr. Das Domizil des Artisten lag neben einem Tierpark in Wassernaar nahe Den Haag.

Als Helmut zum dritten Mal in Dänemark war, gabs Streit zwischen ihm und dem holländischen Artisten, und ihre Wege trennten sich.



Letztes Geleit als ehrenvolle Aufgabe

Werner Emmenegger über seine Arbeit als Totengräber

Als Schuljunge war es für Werner Emmenegger selbstverständlich, seinem Vater, dem Totengräber, zu helfen – auch auf dem Friedhof. Längst ist Werner in die Fussstapfen seines Vaters getreten. Vieles hat sich seither verändert, doch es bleibt eine Aufgabe ausserhalb des Üblichen.

Im November 2006 starb Werner Emmeneggers Vater Theodor. Der Tod bedeutete eine Erlösung für den 76-Jährigen: Darmkrebs. «Du musstest beten, dass er gehen konnte», sagt Werner.

40 Jahre lang war sein Ätti Totengräber. «Er het mängs gseh.» Und trotzdem wünschte er sich eine Erdbestattung. Welchen Platz er auf dem Friedhof Flühli bekommen würde, sei Ätti egal gewesen. «Es esch überall schön z'lige», war seine Meinung.

Für Werner ist klar, auch diese Bestattung übernimmt er selber. Es gibt zwar eine Aushilfe, doch diese hat noch nie eine Bestattung gemacht. «Nid, dass grad bim Ätti öppis muess passiere.»

Gemeinsam mit dem Gemeindearbeiter hebt Werner das Grab für seinen Vater aus. Und am Tag der Beerdigung zieht er mit dem Sarg aus der Kirche auf den Friedhof. Wie immer. Er will, dass es recht gemacht wird. «Das ist das letzte Geleit. Es ist eine Ehre, wenn man das machen kann.»

Jedes Dorf hat sein Ritual. In Flühli bleibt der Sarg oder die Urne oben und wird erst später, wenn die Trauergäste weg sind, in die Erde versenkt. An anderen Orten handhabt man das anders.

Die Blumen sind bereits rund ums Grab arrangiert, dies hat der Gemeindearbeiter übernommen, damit Werner den Trauergottesdienst seines Vaters besuchen kann. Seine Frau Isabella, seit einem Jahr Sakristanin, hat den Lebenslauf ihres Schwiegervaters vorgelesen.

Obwohl es bereits November ist, zeigt sich das Wetter milde. Nach und nach verlassen die Trauergäste den Friedhof und begeben sich zum Essen ins Kurhaus. Werner, Isabella, der Gemeindearbeiter und die Sargträger bleiben. Die Seile werden unter dem Sarg durchgezogen, der Sarg sachte ins Grab versenkt. Wie immer. «Ruhe in Frieden, Ätti.»

Zuhause auf dem Hof Längmatten in Flühli war Mithelfen obligatorisch. Werner (*1966) und seine drei Schwestern Pia, Silvia und Yvonne unterstützten ihre Eltern Sophie und Theodor. «Wenn geheuet wurde, mussten alle helfen.» Eine Selbstverständlichkeit.

Vater Theodor war nicht nur Bauer und Totengräber, sondern nahm diese und jene Arbeit an, um ein Zubrot zu verdienen. In diese Tätigkeiten war Sohn Werner stets stark einbezogen.

In den Sommerferien legte er Hand an beim Reparieren der Asphaltstrassen. Da der Willy-Jeep vom Ätti zugleich das Gemeindefahrzeug war, gab es diverse Fahrten zu erledigen. Als Werner mit 14 Jahren alt genug war, durfte er mit dem blauen Jeep fahren. «Ich habe kaum vorne rausgesehen.»

So transportierte er mit Jeep und Bänne Schotter und Steine für den Strassenbau. Oder Ätti Theodor und andere Arbeiter trugen mit der Pumpe Bitumen auf die Löcher auf, während Werner Pumpe und Fahrzeug bediente.

In die Arbeit als Totengräber sei er einfach reingewachsen. Werner ging noch zur Schule, als er zum ersten Mal seinem Vater mithalf, ein Grab zu öffnen. «Vom Gruuse här het mier das nüüt usgmacht.» Fürs Mitarbeiten gabs einen Fünfliber Lohn. So konnte Werner etwas Sackgeld verdienen.



Wiederkehrendes Fernweh

Hans Portmann über seine Reisen rund um den Globus

Seit 60 Jahren besucht Hans Portmann mit Offenheit für Neues und wachem Geist Länder auf der ganzen Welt. Die Neugier auf Fremdes und Exotisches wurde in seiner Kindheit geweckt. Als Medizinstudent und Assistenzarzt wagte er erste Trips ins Ausland und wurde dabei mit dem Reisevirus angesteckt – unheilbar bis heute.

Es gibt Menschen, die Heimweh haben. Bei Hans Portmann aus Entlebuch ist es das Gegenteil. «Ich habe immer wiederkehrendes Fernweh.» Das Entlebuch empfindet er als seine Heimat, in die er gerne zurückkehrt. Doch genauso gerne zieht er hinaus in die weite Welt.

Mit Blick auf seine Ursprungsregion betont er: «Die Schönheit, die wir hier haben, kann mit Vielem auf der Welt bestens konkurrenzieren.» Damit meint er nicht nur das Gepflegte und Geordnete, sondern auch die Natur und die Landschaft. «Wer nie weg war, kann nicht vergleichen.» Hans aber war es oft.

Seine Augen glitten über unzählige Landschaften, sahen Ebenen, Hügel, Berge, Seen, Flüsse, Meere und Strände. Er beobachtete Menschen in den unterschiedlichsten Hautfarben. «Ich

habe immer wieder gestaunt, wie anders es anderswo ist», fasst er es zusammen.

Seine bevorzugte Art des Reisens ist es, möglichst viel über Land unterwegs zu sein, am liebsten mit der Eisenbahn oder anderen öffentlichen Verkehrsmitteln. Irgendwo loslegen, irgendwo ankommen. Das Dazwischen erfahren. «So bekommst du den besten Einblick.» Und da er seine Reisen selber organisiert, lernt er nebenher noch einiges über das Funktionieren eines Landes und die Mentalität der Menschen.

Hans hat gelernt, sich auf seinen Reisen bescheiden und unauffällig zu bewegen, selbst ernannte Touristenführer mit Bestimmtheit abzuwimmeln, Preise im Vornherein festzulegen und sich besser mehrmals von verschiedenen Einheimischen einen Weg beschreiben zu lassen, als einfach dem Ersten zu vertrauen. Er blieb also vorsichtig. War er in einer Stadt, hatte er nur das Nötigste dabei. Er trug keine teure Uhr und nicht die neusten Kleider. Der Pass steckte in einer Brusttasche, wenig Geld und einen kleinen Fotoapparat verstaute er im Hosensack. Die Hände waren frei.

Zwar erlebte er hie und da unangenehme Momente, doch sein Menschenbild blieb gut. «Das mit den Vagabunden, Schelmen und Räubern kann man vergessen. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass überall in erster Linie höchst normale Leute leben, wie bei uns zuhause auch.»

Bemerkenswert findet Hans, wie Menschen, die es nicht einfach haben, auch lachen können und aufgestellt sind. Wie Menschen, die nichts besitzen, zufrieden wirken und nicht neidisch zu sein scheinen. Mit Urteilen hält er sich zurück. Wenn er an einem Ort auf Kriminalität stiess, brachte er sogar Verständnis auf: «Wenn sie so mausarm sind.»

Und wenn er Männer vor ihrer Hütte hockend palavern sah, während Frauen auf dem Feld arbeiteten, wusste er, dass sich dahinter ein überholtes System verbarg. Im Laufe seiner langjährigen Reisetätigkeit konnte er – Bildung sei Dank – Strukturveränderungen feststellen. «Gebildete Menschen stecken weniger im System fest», ist seine Überzeugung.

All die vielen Reisen bereichern das Leben von Hans. Sie lassen ihn zufriedener und dankbarer werden. «Wir Schweizer sind in